

Deutschen Rundschau

Nr. 142. Bromberg, den 4. August 1926.

Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(12. Fortsetzung.)

Hans Jochem hatte sich auf Umwegen bis auf die bezeichnete Höhe geschlichen. Sein Gesicht glänzte vor Freude bei dem Anblick. Unten am rauchenden See hielt ein vollgepackter Karren. Die scharfen Linien schnitten gegen die Spiegelfläche des Wasser ab. Da er vom Pferde aus nichts sehen konnte, weil der Karren unterhalb des Berges von dessen ziemlich scharfer Kante verdeckt wurde, glitt er vom Sattel und aus dem Steigbügel; er streichelte sein Roß, daß es stille stehe, dann auf den Bauch sich legend, kroch er bis an den äußersten Rand. Die Brust über die Wurzeln eines vertrockneten Baumes schaute er hinab. Im Bleigrau des Morgens, ohne Sonne und Morgenrot, lagen der weite tiefe See, die hohen Ufer, die Kiefernwälder, die bewaldeten Tonberge drüben. Noch regte sich nichts in der Totenstille des unerquicklichen Herbstmorgens. Nur ein einzelner Habicht, der auf dem Baum genistet, erhob sich, geweckt durch seine Ankunft, und kreiste über ihm. Aber unter sich sah er — den Karren, den er so wohl kannte, die Gänle und den Krämer. So weit sein Auge spähte, so sehr sein Ohr sich anstrengte, keine Menschengestalt, kein Fußtritt, für das Opfer kein Beistand. Nur der Hund auf dem Wagen schüttelte sich, als Hedderich abgesprungen war. Den Krämer fror, er rieb die Hände und krümmte sich, mit etwas beschäftigt, was der Junker im Dämmerlicht nicht deutlich sehen konnte.

Hans Jochem pulste es auf der kalten Erde wie ein Feuerstrom durch die Adern. Er allein, wenn er jetzt hinabkletterte, sprang, schoß, er konnte den Schuft, ehe er sich's versah, werfen, binden, er allein machte die Sache fertig, wozu drei sich verschworen. Mochten sie dann nachher kommen und brummen, was tat es! Sie konnten ihren Anteil fordern, den gönnte er ihnen. Ihm blieb die Ehre. Es brannte und prickelte ihn. „Meinethalben mögen sie selbst wählen.“ Er lachte bei der Vorstellung, wie Peter Melchior den Kopf in die Packen stecken werde und mit zitternden Fingern das Beste beiseite werfen, wie er mit neidischen Blicken verfolgen werde, was auf die Part der anderen fiel; wie dem Ritter Lindenberg die Zornader auf der Stirn schwoll. Ja, mochten sie alles behalten! Wie könnte er sie dann anschauen, wie sich wieder aufs Pferd schwingen, wie nachlässig im Sattel sitzend, zu ihnen sich umschauend und die Hand vorm Mund sprechen: „Seid ihr bald fertig, ich bin müd'.“ Oder: „Teilt nur, wie es euch gefällt, ich will nach Haus.“

Und zu Haus dann, er wollte auch nichts für sich behalten, alles verschenken und das Beste seiner Muhme Eva. Da würde sie doch mal ein freundliches Gesicht machen, und wie i h n ansehen! Und wenn nicht — Er strich über die Lippen, wo künftig der Bart wachsen sollte. „Dann gibt's auch noch schönere Mädchen als Eva Bredow. Der Waschteufel ist auch in ihr, wie in ihrer Mutter!“ dachte er. „Pfui, die roten Hände lieb' ich nicht.“ Der Ritter wollte ihn nach Berlin nehmen. „Das sind ganz andere Fräulein da auf den Banketten, weiß, und die gelben langen Locken, die meisten tragen auch Handschuhe.“ Er erschrak fast, wenn er sich Eva dachte mit den roten Händen, wie sie von der Wäsche kamen. Und die Schuhe trugen sie auch nicht mit so dicken Sohlen. Wie flog die Berta Weber im Tanze und die Mathilde Burgsdorf, und wie gafften alle die Adelheid Marwitz an, als der junge Kurfürst, der so selten tanzte, sie aufforderte. Wenn er mit Eva da wäre, die würde der Kurfürst nicht aufgefordert haben. — Wenn er mit seiner Braut da wäre, das dachte Hans Jochem, die müßten alle ansehen und ihm darum neiden. Das ist ja der Spaß am Hofe. Über den angenehmen Gedanken hätte er im Augenblick fast alle anderen Gedanken vergessen.

Aber der Ritter von Lindenberg, wie würde er es aufnehmen, wenn er ihm den Spaß verdürbe! Der mächtige, vornehme Herr würde es ihm nicht vergessen. Ei, was schadete es! — Junker Hans Jochem, wie schwoll dein Mut! Den Ritter von Lindenberg zum geheimen Feinde, und mit ihm wolltest du es aufnehmen! Er führt dich nicht bei Hofe ein. Dachtest du, wie du dich selbst einführen wolltest?

Der Hund unten witterte Menschennähe. Er streckte den Hals, er bellte, langsam, spürend. „Still, Luder!“ rief der Krämer. Der Hund gehorchte nur ungern. Sein verhaltenes Geheul dauerte fort, und der Krämer haftete sich. So waren ja die Augenblicke kostbar, der nächste schon konnte ihn verraten, wenn sein Pferd wieherte. Es war ein Fingerzeig, daß er handeln solle. — Und doch! Warum zögerte er? Schlug ihm das Gewissen? — Ein Verrat an der guten Kameradschaft? Aber wenn er es nicht tat, wenn er zauderte, war das ganze Spiel vielleicht für ihn und die anderen verloren.

Hans Jochem wollte aufspringen, als er einen empfindlichen Schmerz fühlte. Er fuhr mit der Hand nach dem Fuß; aber am Halse, am Ohr stach es wieder. Sein ganzer Leib war zerstochen. Er hatte sich in einen Ameisenhaufen gelegt, und die kleinen Tiere vergebens abschüttelnd, machte er die Bemerkung, daß Schmerzen, welche ein so verächtliches Gewürm hervorbringt, groß genug sein können, den Entschluß eines Mannes wankend zu machen. Die Ameisen, die, soviel er rieb, tötete und schüttelte, nicht weichen wollten, retteten seinen Kameraden ihren Anteil an der Ehre der Tat, und ihn trieben sie auf sein Pferd.

Er gab ihm die Sporen. Da fühlte er einen Biß an der Pulsader, der Zügel entglitt ihm; die Ameisen mochten vom Reiter auf das Pferd gekrochen sein. Es sauste mit vorgestrecktem Halse durch das Dickicht. Vergebens suchte der Reiter, den Zügel wieder zu gewinnen; es kostete alle Anstrengung, sich nur auf dem Sattel zu erhalten, da das wildgewordene Tier eigensinnig an alle Bäume streifte.

So kam er herabgeflogen, mehr durch Zufall als infolge seiner eigenen Lenkung, nach dem Orte, wo er die Kameraden verlassen. Ein Reiter mit geschwärztem Gesicht hob den Arm. Beim Anblick desselben ward Hans Jochems Pferd scheu. Es bäumte sich, noch hielt er sich an der Mähne, aber das Roß war nicht mehr in seiner Gewalt. Der Ritter Lindenberg kam zu spät, den Zügel zu fassen; Mann und Roß sausten vorüber in den tiefsten Wald. Die beiden sahen sich an.

„Warten wir auf ihn?“ fragte Peter Melchior.

„Wenn Ihr Lust habt. Gute Reise!“ antwortete der Ritter und zog die Stahlhandschuhe fester. „Die Wipfel lichten sich, die Hähne krähen, in zwei Stunden kommen die Marktleute vom Werder.“

„Vetter Lindenberg, wie Ihr seid! Ich reite ja mit.“

„Ich dachte, Ihr wolltet dem Jungen nachreiten.“

„Ich meinte nur, wenn ihm nur kein Unglück geschieht.“

„So holt einen Gelbschnabel der Teufel früher oder später.“ —

„Ist auch im Grund besser, er ist noch zu jung. Wer weiß, ob er das Maul hält.“

„Von Euch wird er's nicht lernen.“

„Vetter Lindenberg, wenn was passierte, wenn was raus käme, ich meine nur — reinen Mund, keiner weiß vom andern!“

Der Ritter drehte sich im Sattel um: „Zum letzten, Herr von Krauchwitz, wenn Ihr Fieberschütteln habt, legt Euch ins Bett. — Ja oder nein?"

„Ja! O ja!"

„Von der Spitze an, mäuschenstill, die Trense fest, den Fuß im Steigbügel wie angenagelt, die Sporen weit ab, den Atem angehalten."

„Vetter!" flüsterte er vor der verhängnisvollen Spitze. „Möchte nur noch einmal absteigen."

„Zur Hölle mit Euch, wenn Ihr nicht sitzen könnt."

„Ich sitze ja schon. Aber Vetter —"

„Das Donnerwetter über Euer Gevetter!"

„Ich meine nur, zwei zugleich tut nicht gut. Er könnte Lunte riechen und schreien. Wenn einer zuerst 'ran ritte und ihm unter die Nase hielte, was er für ein Lump ist."

„Dann braucht es keines zweiten", brummte der Ritter und hob sich im Sattel.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte der Junker, als der Ritter den Arm nach ihm ausstreckte.

„Von Euch nichts als Euern Strick."

Er warf ihn über den Sattel, und ohne seinen Kameraden noch eines Blickes zu würdigen, gab er dem Pferde die Sporen und flog um die Ecke.

X.

Knecht Ruprecht im Walde.

Wir verließen Hans Jürgen, wie er ein Kreuz schlug und der Schattengestalt, die ihm gefolgt war, ein: „Gelobt sei Jesus Christus!" entgegenrief. Aber der lange, hagere Spuk war davon nicht entwichen, und nun sehen wir ihn sogar an der Seite des jungen Menschen durch den dunklen Wald schreiten.

„Wo kommst du her, Ruprecht?" hatte Hans Jürgen gefragt, als das Blut ihm wieder durch die Adern schoß.

„Auß'm Schloß, Junker," lautete die Antwort, die Hans Jürgen sich freilich hätte selbst geben können.

„Und wohin sollst du?"

„In den Wald."

Das konnte Hans Jürgen sich auch sagen, aber er fragte nicht weiter, denn Ruprechts Anwesenheit war ihm nicht ganz unlieb, wenn er es sich auch nicht gestand. Wahrscheinlich ging der Knecht nach dem Dohnenstrich, und ihr Weg führte sie da auf eine ziemliche Strecke zusammen. Hans Jürgen sprach nicht und Ruprecht auch nicht.

Nun aber trennte sich der Weg. Hans Jürgen mußte links, rechts zogen sich die Dohnen hin. Eine „Gute Nacht, Ruprecht!" rief er und bog links um. — „Ei, sie könnte schlimmer sein", antwortete der Knecht und folgte ihm.

So konnte er nun nach den Holzschlägen gehen zum Mühlenbau. Dann mußte er aber jetzt links durch die Brüche sich wenden. Hans Jürgen winkte ihm einen Guten Morgen! zu und ging raschen Schrittes geradeaus. „Ist weit vom Morgen", murmelte der Knecht, und als Hans Jürgen sich umwandte, war er wieder hinter ihm.

Es war ihm lieb, und es war ihm wieder nicht lieb. Knecht Ruprecht galt für einen finsteren, mürrischen Kumpan, der seine Schuldigkeit tat, aber nicht mehr. Den Scherz liebte er nicht, auch bei andern, und manchem verdarb er ihn. Aber bös war er darum nicht; wußte er doch die schönsten Märchen zu erzählen. Und wenn man ihn nur darauf brachte, da ging es wie ein Uhrwerk los, abends in der Volksstube, wenn das Gesinde beim brennenden Kienspan am Spinnrade saß. Da war kein grauer Stein, kein alter Baum, kein dunkler Winkel, von dem er nicht Geschichten wußte, daß den Zuhörern das Blut kalt wurde. Im Kreise von vielen, beim warmen Feuer hört sich das hübsch an, aber wer allein mit ihm über die Heide ging, bei grauen Wettern, der war nicht sehr begierig, daß Ruprecht den Mund auftat.

Aber der Wald war unheimlich, und Ruprecht ein Mensch. Doch was sucht er hier? Auch auf dem Fußpfad, der nach Brandenburg führte, ging er nicht ab. Kräuter suchen war nicht die Zeit. War er etwa Hans Jürgens wegen hier? Wollte er ihm nachschleichen? Doch in welcher Absicht konnte das sein? Hans Jürgen wandte sich seitwärts ins Dickicht, rief dem Knecht ein Glück auf den Weg zu und meinte, als er auf einem Umweg wieder auf derselben Stelle herauskam, Ruprecht werde weit vorauf sein. Aber er stand noch da, auf seinen Stab gelehnt, und gaffte ins Blaue oder in die Krähennester.

„Warum stehst du noch hier?"

„Ich wußte doch, Ihr würdet hier wieder 'rauskommen."

„Woher wußtest du's?"

„Weil Ihr da ins Moor gerietet."

„Und wohin gehst du denn?"

„Ich meine da, wo Ihr."

„Hat's die Frau dir geheißen, des Herrn Kleid suchen? Bat dich nicht drum, mir auf Schritt und Tritt folgen."

„Weiß es wohl."

„Wer hieß dich's, Ruprecht?"

„Ach, Ihr wollt's wissen, Junker?"

„Will's!"

Hans Jürgen meinte, es sei vielleicht die Vorsorge seiner Muhmen gewesen. Er hoffte, es sei so, aber Ruprecht sagte trocken: „Die Frau."

„Die Frau hat dir gesagt —"

„Lauf ihm nach, daß er sich nicht verirrt, und wenn ihm was begegnet, sieh zum Rechten, daß er nicht zu Schaden kommt; er ist ungeschickt und weiß sich nicht zurechtzufinden."

Nun kam er sich erst recht gedemütigt vor. Man traute ihm nicht einmal in den Wald zu gehen, gab ihm einen Aufseher mit! Er schluckte an seinem Schmerz, aber dann und wann brach es aus den Augen, und er wischte mit der Hand das Feuchte fort.

„Ich brauche dich nicht", sprach er plötzlich. „Will allein meines Weges gehen."

Ruprecht blieb auch zurück, aber nur scheinbar. Hans Jürgen sah ihn immer wieder hinter den Büschen folgen, bis er selbst stehen blieb und ihn erwartete.

„Bleib' nur bei mir. 's ist mir am Ende lieber, daß ich dich sehe, als dich heimlich um mich weiß."

Ruprecht nickte mit dem Kopf: „Ihr habt auch recht, Junker. Wer da noch so heimlich geht, es schleicht ihm einer nach, der alles aufmerkt. Aufseher und Aufpasser haben wir allzumal, bei allem, was uns in den Kopf steigt. Die Priester sagen, das ist der liebe Gott und seine Engel. Die Priester wissen mancherlei, was wir nicht wissen; aber ich meine so, der liebe Gott und seine Engel hätten mehr zu tun, und das Aufpassen überlassen sie anderen. Und so jedermann immer an die dächte, die heimlich um ihn sind, und als wie Ihr mich ruft und 's nicht mögt, daß ich Euch so heimlich nachschleiche, wie's eigentlich die Frau wollte, ich meine, wenn er sie sich so dächte, offenbar wie sie um ihn heimlich sind, dann mein' ich, wäre manches besser, als es ist."

„Wer sind die?" fragte Hans Jürgen.

Der Knecht warf ihm einen eigenen Blick zu: „Meint Ihr, Junker, Ihr wäret allein, wenn's um Euch schwebt und schwirrt? Das trockne Blatt, das Euch der Wind nachfegt, das Reisig, das knistert, wenn Ihr's zertretet, der Leuchtwurm, der Käfer, der im Holze bohrt, die Luft, die in den Büschen spielt, bei stiller Nacht. Ach, du mein Gott, wo hätt's Worte, daß ich Euch all das nennte, was um Euch ist und Euch auf Schritt und Tritt begleitet."

Sie waren an die Stelle gekommen, wo vorhin die große Wäsche war, wo noch eben die Reiter still gehalten, und wo jetzt, so wenig als damals, die Elenshaut hing. Vergebens blickte Hans Jürgen in die Kieferbäume, schüttelte an den Stämmen und suchte auf dem Boden, während Ruprecht ruhig dabeistand und seine eigenen Betrachtungen anzustellen schien.

„Gebt Euch nicht Mühe hier, Junker. Ich wußt' es schon dort an der Koppelwiese. Wie's da durch die Stämme huschte, Ihr waret nur zu verloren in Eure Gedanken und sahet es nicht, die alte Frau mit der weißen Hucke. Wo die sich zeigt, ist's richtig. Da ist was gestohlen."

„Ich muß es finden, Ruprecht, und sollt ich —"

Ruprecht war so schweigsam geworden. Er sah, die Arme auf seinem langen Stock, ruhig den hastigen Bewegungen zu, die Hans Jürgen machte; er lief fast wie ein Hund im Kreis, der nach einer Fährte schnuppert.

„Nun, ich denke, mich braucht Ihr nicht. Bis hier nur hieß mich die Frau gehen."

„Sagt allen Ade im Schloß, wenn ich nicht wiederkehre."

„Da geht's nicht rüber", rief der Knecht, als Hans Jürgen eine Stange ergriff und einen Ansatz nehmen wollte, um über das Fließ zu springen. „Die Spur führt falsch."

„Weißt du, wo sie zu recht führt, so sprich."

„Bin nicht der kluge Schäfer aus Spandow, aber wer mit Siebenmeilenstiefeln geht, kommt nicht von Jeserich nach Brandenburg."

„Ach, Ruprecht, die Nacht ist so finster. Wo soll ich suchen?"

„Geht über die Brücke. Gott befohlen, Junker."

Über der Brücke lag Nacht und Wald. Hans Jürgen blieb auf der Mitte stehen und sah sich nach Ruprecht um, der auch noch stand. Es ward ihm schwer, es kam nur leise heraus die Bitte: „Willst du nicht ein Stück Weges noch mit mir gehen?"

„So macht' es Euer Ahn, der Busso auch", hub nach einer Weile, daß sie schweigend nebeneinander gingen, der Knecht Ruprecht an, „der meinte auch, er brauche niemand und könne es allein finden, bis er den heiligen Johannes doch anrief, der hier zu Land der beste Führer ist."

„Sieh mal da, Ruprecht, zwischen der Lichtung, da liegt was."

Ruprecht schüttelte den Kopf: „Das wird Euch noch oft so sein; Ihr glaubt was zu sehen, und wenn Ihr hingreift, ist's eitel Trug. Das ist die Frau Harke. Wo die Frau

Hucke voraufging und wittert, wo was genommen wird, da kommt die Frau Harke nach, das ist das tückischste Weib, die streut hin, daß die Leute, die nachsetzen, geblendet und getäuscht werden. Mancher sah schon den Beutel mit Gold liegen, den er verlor, und wenn er zugriff, war's Pferdekot. Die sind noch glücklich, die ihr Zeug zu finden meinen, und 's sind Kiefernadeln oder ein Ameisenhaufen; aber wie viele verlockt sie in Bruch und Sumpf, und je weiter sie gehen, um so tiefer versinken sie. Hier täte es not, daß man immer mit der Lampe und dem Kruzifix die Höhen suchte, weil allerwegs Sumpf ist und offener See. Seht, da blitzt schon der Gohlitz durch. Trau einer dem Wasser, so silberklar es aussieht. Jedes Jahr muß er ein Opfer haben, und ist's lange her, daß keiner ertrank, so ruft und lockt ordentlich eine Stimme aus dem Wasser, und es währt nicht lange, so geht doch einer hin, und sie sagen dann, er hat sich baden wollen, aber er ist ertrunken. Wen sie 'runterzogen, der plaudert nicht aus, was er sah."

Hans Jürgen hörte in der Ferne Glocken. Er glaubte, sie wären vom Kloster Lehnin. Der Knecht lächelte.

„Habt Ihr sie auch gehört? Ich hörte sie schon lange. Die Glocken von Lehnin dringen hier nicht herüber. Das sind die Glocken aus dem Gohlitz; doch das hat nichts Böses zu bedeuten. Die unten denken nur an ihre eigene Not."

Hans Jürgen hatte wohl von dem versunkenen Dorf im Gohlitzsee gehört.

„Die mußten mal ihre Hoffart büßen," fuhr der Knecht fort, „die stolzen Bauern. So viel Brot hatten sie und Weizenbrot, daß sie die Schweine mit fütterten, und damit nicht genug, nein, sie haben den kleinen Kindern mit der Krume den Schmutz abgerieben. So gingen sie mit der lieben Gottesgabe um. Da ist denn eines Tages der kleine Spring an der Höhe losgezogen mit Gepolter, und goß so viel Wasser in einer Stunde als in Jahren nicht, daß der Boden weichte. Und das Volk sah noch nicht Gottes Finger, es lachte und meinte, es müsse endlich aufhören, und gingen nicht von ihren Häusern und Schätzen, bis es zu spät ward. Da sank bei Sonnenuntergang das ganze Dorf ein, mit Mann und Maus, mit Vieh und Gärten, und kein einziger ist entkommen. Das soll ein Schreien und Blöken gewesen sein, und die Glocken klungen dazu, daß man es bis über die Havel gehört."

„Das waren doch alles Heidenmenschen."

„Seht, Junker, das ist's, was mir nicht recht ein will. Den Pfarrer darf man nicht fragen. Wo kriegen denn die Heidenmenschen die Glocken her? Denn das ist das Christentum, daß wir Glocken haben. Wenn wir keine Glocken hätten, dann ständ es schlimm mit uns. Die Glocken tun's, nicht die Kruzifixe und Marienbilder; denn wenn das Moos drauf wächst und das Wetter die Farbe abwäscht, wie sollen sie ihre Kraft behalten! Die Glocken verscheuchen die bösen Geister. Das fühlt auch jedes Kind, wenn's durch den Wald geht; das ist so was Eigenes, wenn die Luft zittert. Dann zittert die Seele mit, und man weiß doch, was man ist."

„Das sehnt sich nun alles nach der Erlösung", fuhr der Knecht Ruprecht nach einer Weile fort. „Daher läuten sie um Mittag und Mitternacht; es hilft ihnen aber nichts; sie haben sich zu schwer versündigt. Manchmal zogen auch die Fischer, die in Gohlitz fischen, so schwer mit den Netzen, daß es gar kein Zweifel war, sie hatten die Glocken darin, die 'raus wollten; doch sobald das Erz ans Licht kam, sank es unter. Da ist schon mehr als ein Netz verlorengegangen. An einem heiligen Weihnachtsabend, das ist aber schon sehr lange her, hat ein Fischer, der sie im Netz hatte, sprechen gehört. Die eine sagte zur anderen:

„Anne Susanne,
Willte mett to Lanne,"

als ob sie mit ihr zu Lande wollte; aber die andere sagte:

„Anne Margreie,
Wit willn to Grunne schete!"

und da schossen sie gleich wieder zu Grunde."

Sie stiegen jetzt aus einem tiefen und weiten Sandkessel, in dessen Mitte nur ein schwarzes Moor mit einigen dürftigen Lehmhütten lag, wieder in den höheren Kieferwald. Im Sande hatte Ruprecht die Spuren gefunden, denen er folgte; auf der Höhe verloren sie sich wieder in der Waldfinsternis. Er richtete seine Blicke nur nach oben, wo der schmale Luftstrich zwischen den Wipfeln den einzigen Weg durch das Dickicht anzeigte.

„Hier seht Euch vor," flüsterte der Knecht zum Junker, „und betet drei Paternoster, das ist die schlimmste Stelle. Da haben die Unholden recht ihr Wesen, und wer nicht muß, geht nicht zu Nachtzeiten."

Und doch entsann sich Hans Jürgen, daß es ja der Weg nach dem Kloster sei.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nachtigallengebüsch.

Von Viktor Helling.

Eines abends blieb ein Mann vor dem Garten der Schwestern Grafüner stehen, hob sich auf die Zehenspitzen und schritt wie ein Schwebender ein Stückchen den Zaun entlang. Er hatte den Hut in der Hand, und die glührot untergehende Sonne lag gerade auf seinem blonden, dicken Haar, als das ältere Fräulein Grafüner, das bei den Salatbeeten hantierte, seiner ansichtig wurde.

Indem wandte sie sich auch schon an ihre Schwester, die das Hühnerhaus hinter sich zuschloß, und sagte: „Sieh doch, Fine ... was der Herr dort hat. Der geht ja wie auf Eiern. Und immer mit dem weltentrückten Gesicht."

„Und jetzt legt er die Hand ans Ohr, um zu lauschen. Hörst du denn etwas?"

„Nichts, Fine." Katharina Grafüner hatte den Fremden inzwischen noch aufmerksamer betrachtet. Er stand, den unbedeckten Kopf leicht zur Seite gebogen, an einer Stelle des Gitters, wo die sechs hohen Lärchenbäume standen. Hinter ihnen lag verwildertes Buschwerk, das jetzt wohl freundlich grünte, aber nicht dazu angetan war, jemand in Verzückung geraten zu lassen.

„Ein sonderbarer Kauz", meinte Fine. „Aber wohl ein gebildeter Mensch. Ich könnte mir vorstellen, daß so ein Dichter aussieht."

Katharina lächelte. „Wahrhaftig! So hat er sich in seinem Gehaben. Man müßte ihn einmal fragen."

„Aber, Käthe!" Es klang altjüngferlich erschrocken. „Einen Fremden! Das können wir doch nicht!"

„Du lieber Himmel, er macht doch einen durch und durch vertrauenerweckenden Eindruck. Ah — da geht er schon. Mein Gott ... und jetzt hat er faktisch zu uns herübergegrüßt ..."

Es war keine Täuschung. Der Mann hatte gegrüßt und zugleich ein wenig gelächelt ... gleichsam, als wollte er sein seltsames Verweilen an der entlegenen Gartenstelle entschuldigen. Er war dann weitergegangen, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Am nächsten Abend wiederholte sich der Vorgang, und nun stieg die Neugierde der beiden ältlichen Schwestern so weit, daß sich Katharina, sonst die Vorsichtigere, dazu entschloß, den Mann anzureden.

„Darf man fragen, was Ihre Aufmerksamkeit fesselt, mein Herr?"

Der Mann grüßte ehrerbietig. „Sie gestatten, daß ich mich zunächst vorstelle. Mein Name ist Nitzmann, gnädiges Fräulein. Und ich komme, wie schon an manchem dieser lieblichen Frühlingsabende, um dem Gesang Ihrer Nachtigallen zu lauschen."

„Nachtigallen? Hier? Niemals haben wir gewußt, daß es bei uns Nachtigallen geben soll."

Auch Josephine Grafüner hatte sich genähert. Ihr Eindruck, daß sie einen Dichter vor sich habe, verstärkte sich. Nur Dichter suchen überall Nachtigallen.

Herr Nitzmann zeigte sich erstaunt, daß die Damen nicht wüßten, daß sie die glücklichen Besitzerinnen eines Nachtigallengebüsches seien.

„Niemals hatte eine gesungen!"

„Glauben Sie mir: ich habe sie gehört. Mehr als einmal. Sie flöten und locken. Es ist wie ein Ruf zum Glücke, in dem alle Sehnsüchte dieser Welt verborgen sind. Allerdings muß man Geduld haben. Nicht täglich flöten die holden Philomelen in Ihrem Wäldchen. Mitunter setzen sie einen Tag aus ... wie es heute leider der Fall zu sein scheint."

„Wie interessant! Darf ich fragen, ob Sie ein Dichter sind, Herr Nitzmann?"

„Sehr gütig! In der Tat — ich wage nicht zu widersprechen", erklärte Herr Nitzmann. „Wenn Sie erlauben, benachrichtige ich Sie, wenn ich wieder Ihre Nachtigallen höre."

„Da würden wir Ihnen nur dankbar sein", erwiderten beide Damen zugleich. „Das wäre doch einmal etwas in der Einsamkeit, in der wir hier draußen leben."

Das Urteil der Schwestern, als sich Herr Nitzmann verabschiedet hatte, lautete: „Ein äußerst artiger Mensch." Sie warteten gespannt, daß er wiederkäme und sie zu den Nachtigallen führe, von denen sie bisher nicht die leiseste Ahnung gehabt hatten und die sie dennoch jetzt bereits „unsere Nachtigallen' nannten.

Den nächsten Abend regnete es und der Dichter blieb aus. Aber den Tag darauf, als wieder die Abendröte am Himmel flammte, stand Herr Nitzmann plötzlich vor der Tür des Landhauses und winkte geheimnisvoll lächelnd.

Die beiden Fräuleins eilten die Stufen hinab, froher Erwartung voll.

„Sie schlagen! Sie sind da!" flüsterte Herr Nitzmann. Er ging auf Zehenspitzen, und ebenso die beiden Fräuleins,

um das Schlagen der Nachtigallen nicht zu stören, das sie noch gar nicht hörten. Aber sie folgten hurtig ihrem liebenswürdigen Führer und wagten nicht zu sprechen.

Herr Nitzmann legte in angemessenen Pausen den Finger an den Mund . . . Die Nachtigallen blieben trotzdem stumm. Schon begann es zu dunkeln. Unendlich leise bat der Dichter noch um etwas Geduld.

Doch die Minuten rannen, und es blieb still im Nachtigallengebüsch. Ganz und gar still. Nur der Wind streifte leise über die Blätter und Blüten.

Als der Wind stärker raschelte, sagte Fräulein Fine: „Umsonst!"

„Wie Sie denken", erwiderte Herr Nitzmann. „Aber Sie können recht haben; wir haben nun lange genug gewartet. Ich halte noch ein wenig aus, doch ich verüble es Ihnen nicht, wenn Sie ins Haus gehen. Es wird kühl."

Das sahen die Damen ein. Man trennte sich, nicht ohne den Wunsch auszusprechen, Herr Nitzmann möge sich nicht den Schnupfen holen.

Ob dieser Wunsch in Erfüllung ging, haben die beiden Fräuleins niemals erfahren, denn sie sahen den Dichter niemals wieder. Er war, was man sagt, flöten gegangen.

Dafür machten sie eine schreckliche Entdeckung. als sie das Haus betraten und die Lampe ansteckten. Das Zimmer war in der größten Unordnung; die Schubfächer standen offen, und der Inhalt lag auf der Diele verstreut. Nicht ein Stück Geschmeide war irgendwo zu sehen. Im Nebenzimmer herrschte das gleiche wüste Durcheinander. Eine ziemliche Summe Bargeld, die die Schwestern in einem alten Kirschholzpult aufzubewahren pflegten, war verschwunden.

Unnötig, zu sagen, daß in dem Gebüsch, in das der eine Komplize der Untat die armen Schwestern Grafüner hineingelockt hatte, nach wie vor niemals eine Nachtigall flötete.

Wie Liszt Xaver Scharwenka empfing.

Es war natürlich keine ganz leichte Sache, bis zum Fürsten unter den Tonsetzern und Klaviervirtuosen vordringen zu können. Mit der wachsenden Berühmtheit kamen Fremde, Kunstjünger, Enthusiasten beiderlei Geschlechts und Bittsteller in solcher Menge, daß Liszt seiner künstlerischen Tätigkeit gänzlich hätte entsagen müssen, wenn er alle diejenigen, die ihn persönlich sprechen wollten, auch hätte anhören müssen. Darum fand unter den Besuchern eine doppelte „Siebung" statt. Zuerst siebte seine treue Haushälterin, die brave „Pauline" („Bauline" nannte sie Richard Wagner), und ließ diese passieren, dann hatte der Besucher die „letzte Instanz" zu durchlaufen; er mußte vor Spiridion, dem ungarischen Kammerdiener des Meisters, Gnade finden.

Der Komponist Xaver Scharwenka wußte ein nettes Geschichtchen davon zu erzählen, auf welche Weise er die doppelte chinesische Mauer durchdrang. Der Klaviervirtuose Moritz Moszkowski hatte Liszt eines Tages Scharwenkas Opus 3, den „Polnischen Tanz" vorgespielt. Der Meister war nicht nur vom Spiel, sondern auch vom Werk selbst so begeistert, daß er den Wunsch äußerte, den Komponisten kennen zu lernen. Der damals noch sehr jugendliche Scharwenka fühlte sich durch die Einladung des bereits zur Weltberühmtheit gelangten Liszt hochgeehrt. Er lieh sich von seinem Lehrmeister Kullak zwanzig Taler und machte sich auf die Reise nach Ilm-Athen. Dort angekommen, zog er bescheiden am Klingelzug der „Hofgärtnerei". „Pauline" ließ ihn auch passieren, doch der ungarische Zerberus Spiridion nahm eine strenge Musterung vor und prüfte den Jüngling auf Herz und Nieren. Als dann Scharwenka wahrheitsgetreu berichtete, daß der Meister selber den Wunsch geäußert hatte, ihn kennen zu lernen, entschloß sich Spiridion zu der in ungarischem Zungenschlag vorgebrachten Frage:

„Wo habben Sie Ihre Visitenkarrrte?"

Der junge Scharwenka wurde bald bleich, bald rot; er hatte vor der Abreise an alles mögliche, nur nicht daran gedacht, sich vorher Besuchskarten drucken zu lassen. Da fand plötzlich der Kunstjünger einen wahrhaft genialen Ausweg. Er hatte einen Klappzylinder bei sich, in den er an Stelle des sonst üblichen Monogramms die Anfangstakte seines Polnischen Tanzes geschrieben hatte. Er glaubte, so am sichersten seinen Chapeau claque vor Verwechslungen bewahrt zu haben. Scharwenka klappte schnell seinen Zylinder zu und überreichte ihn dem Kammerdiener mit den Worten: „Bitte geben Sie das Ihrem Herrn. Der weiß dann sofort Bescheid."

Spiridion kam die Sache äußerst seltsam vor; eine derartige Besuchskarte hatte er noch nie überreicht. Aber schließlich entschloß er sich doch, die originelle Anmeldung vorzunehmen, wobei die Noten des Polnischen Tanzes wie auf einem großen runden Präsentierteller lagen. Liszt überflog die Noten und rief voller Freude aus:

„Himmelherrgott, das ist ja der Polnische Tanz von dem jungen Scharwenka, den mir neulich Moszkowski vorspielte."

Liszt stürzte selber hinaus, breitete beide Arme weit aus und umarmte freudig bewegt den glückstrahlenden Jüngling. Er übte dann auch herzliche Gastfreundschaft aus und spielte u. a. Scharwenka auch das später so berühmt gewordene Opus 3 vor. Wer weiß, ob es zur persönlichen Bekanntschaft zwischen den beiden gekommen wäre, wenn Scharwenka nicht eine so „taktvolle" Visitenkarte bei sich gehabt hätte.

A. J.

Wann ist die Erde übervölkert?

In einem kürzlich erschienenen Buche („Die Menschheit am Scheidewege") teilt Professor Edward M. East von der Harvard-Universität in Cambridge neue Zahlen über die Bevölkerung der Erde mit. Die gegenwärtige Gesamtbevölkerung schätzt er auf 1750 Millionen Menschen. (Stoddard 1910: 1700 Millionen), davon 710 Millionen Weiße, 510 Millionen Gelbe, 420 Millionen Braune und 110 Millionen Schwarze. Die im Vergleich zu Stoddard (550 Millionen) hohe Zahl der Weißen ist dadurch zu erklären, daß East außer den 465 Millionen Europäern noch 185 Millionen Menschen europäischen Ursprungs und 60 Millionen Nordamerikaner und Nordafrikaner zu den Weißen zählt, ohne dabei zu berücksichtigen, daß ein Teil von ihnen mongolischer Rasse ist. Genauer stehen daher etwa 550 Millionen Weiße etwa 1150 Millionen Farbigen gegenüber. Im Gegensatz zu Stoddard kommt East zu dem Ergebnis, daß sich die Farbigen geringer vermehren als die Weißen. Er findet für die Weißen einen jährlichen Zuwachs von 13 v. T., für die Farbigen von nur 2 v. T. Wahrscheinlich ist die Zunahme der Farbigen deshalb geringer, weil sie schon zum großen Teil völlig mit Menschen angefüllte Gebiete bewohnen (Indien, China), während den Weißen in Australien und Amerika noch große Landreserven zur Verfügung stehen. East meint daher, daß nach hundert Jahren die Weißen den Farbigen an Zahl überlegen sein werden (wenn es ihnen gelingt, sich die Landreserven bis dahin zu erhalten!) Auf Grund seiner Überlegungen schätzt East die maximale Zahl von Menschen, die die Erde bei äußerster Einschränkung noch ernähren kann, auf 5200 Millionen. Unter Berücksichtigung des Geburtenrückganges dürfte nach seinen Berechnungen bei der gegenwärtigen Bevölkerungsbewegung in wenig mehr als hundert Jahren diese Zahl erreicht sein. (?)



Bunte Chronik



* **Das Zweizentner-Theater.** Wer mehr als zwei Zentner wiegt, mag es oft als unbequem empfunden haben, wenn er sich im Theater auf einen Sessel niederlassen mußte, der höchstens zwei Drittel seiner Körperfülle aufnehmen konnte. Um diesem Übelstande (des Sessels, nicht der Körperfülle) abzuhelfen, hat sich das Scalatheater zu Paris entschlossen, bei seinem Umbau einige Reihen nur für dicke Leute zu reservieren. Und in der Tat bemerkt man jetzt mitten im Parkett einige Sitzreihen, deren Sessel ganz ungewöhnliche Dimensionen einnehmen. Selbst der Dickste der Dicken kann auf ihnen bequem Platz nehmen, ohne befürchten zu müssen, daß ihm die Sessellehnen oder die Ellenbogen der Nachbarn die Rippen einquetschen. Allerdings soll es Besucher gegben, die trotz ihres Zweizentnergewichts um keinen Preis sich in die „dicken Reihen" setzen, sondern sich lieber bei halbem Vergnügen in einen engen Sessel zwängen.

Lustige Rundschau



* **Der Tunnel.** „Ach, wenn ich gewußt hätte, daß der Tunnel so lang ist, hätte ich dir einen Kuß gegeben." — „Also nicht du warst es, Fritz?"

*

* **1926.** Alte Dame: „Schönes Wetter heut, nicht wahr, Fräulein?" — Herr: „Jawohl, aber ich bin keine Dame, ich bin ein Herr!" — Alte Dame: „Oh, Verzeihung, Sie sehen wie ein Herr aus, da dachte ich, Sie wären eine Dame!"

*

* **Mitglieder.** „In unserem Verein gibt es zwei Arten von Mitgliedern. Die einen sind mit ihren Beiträgen im

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.